

Wütend schlägt der schwarze Krauskopf die Tür hinter sich zu und flieht in den nahen Tannenwald – wie schon öfters, wenn ihn die Belehrungen der besorgten Mamma aus dem Haus getrieben haben. Es war eine dämonische Macht, die seinen Papa vom Töff geholt und an den Randstein geschleudert hat. Nichts anderes. Papa war ein vorsichtiger Fahrer, kein Raser. Begreift sie das denn nicht?!

Wann immer Marcellino allein sein will, geht er in den Wald oberhalb des Dorfes. Dort setzt er sich in die bemooste Nische eines uralten Grabhügels und denkt nach – oder tut so, als ob er nachdenke. Eigentlich starrt er nur auf das Mondsichelgrab, das von längst vergangenen Zeiten kündet. Dann aber geht seine Fantasie mit ihm durch. Wie Wellen rauschen die alten Zeiten, von denen die Lehrerin so bildhaft erzählen konnte, durch seinen Kopf. Mit feurigen Augen blickt er in den steinernen Halbkreis, sieht, wie eine Gruppe Germanen ihren toten Dorfvorsteher in das Ehrengrab legen – oder sind es Kelten, die diese feierliche Zeremonie vollziehen? Auch von ihnen hat die Lehrerin erzählt.

Jetzt erhebt er sich, wischt mit der rechten Hand über den Hosenboden und geht leise pfeifend auf dem mit Nadeln und Laub bedeckten Waldpfad zur nahe gelegenen römischen Villa. Und wieder rauschen die Fantasiewellen durch seinen Kopf. Auf der niedrigen Umfassungsmauer sitzend, sieht er nicht etwa die genau

ausgerichteten Backsteinstützen der ausgegrabenen Badeanlage – nein, ihm kommen sie als römische Legionäre entgegen, die in Viererkolonnen aufmarschieren. Kurze Marschschritte, eins-zwei, eins-zwei ... – oder ist es doch nur der Schritt des Försters, der eben mit seinem Dackel vor der Villa auftaucht, um das **Zigiholz** zu inspizieren?

Mamma di Luca hat ihren Sohn bewusst zur Selbstständigkeit erzogen. Sie wollte ihn – ganz gegen ihre Natur – nicht unter die warmen Fittiche nehmen und vor dem harten Leben beschützen. Marcellino sollte kein verwöhnter Prinz werden, sondern sich dem Leben und seinen Herausforderungen von Kindesalter an stellen können. Aber nach dem tödlichen Motorradunfall seines Vaters hatte sie doch Mühe, ihn loszulassen. Er hingegen wollte gerade jetzt weg. Weg aus dem Bauerndorf, das immer noch den kleinen, träumerischen Secondo in ihm sah.

Marcellino wollte plötzlich, wie von einer geheimen Idee getrieben, ins **Welschland** zu den ehemaligen Galliern, von denen die Lehrerin so viel Interessantes erzählt hatte. Aber nicht als Austauschschüler in ein Internat, wie es einige seiner Schulkameraden vorhaben. Seinen Aufenthalt will er selbst bestreiten und nicht der Mutter auf der mageren Kasse liegen. Und so finden wir ihn denn schon im Frühling als Au-pair-Garçon in einem städtischen Lyceum von St.-Maurice im Rhonetal.

Die Studenten des Gymnasiums nahmen ihn anfangs nicht ernst. Was sollen sie sich um den Küchenjungen und Feldarbeiter kümmern, der in nur zwei Wochenstunden seinen Französischunterricht abstottert! Aber einmal haben sie doch gestaunt, als Marcellino der Pausenschar den Bedeutungsunterschied von »Können« erklärte. Wenn »können« im Französischen im Sinne von »Kennen, wissen wie« gemeint sei, brauche man das Verb »savoir«. Wenn es aber den Sinn von »die Möglichkeit haben« ausdrücke, sei »pouvoir« zu verwenden. Das hatte er nicht etwa aus seiner Dorf-Sekundarschule mitgenommen, sondern die Regel, rot herausgestrichen, in einer Hilfsgrammatik entdeckt, die ein Gymnasiast einst auf einer Bank im Hof hatte liegen lassen.

Seit diesem Zeitpunkt galt Marcellino als kleiner Denker, der zwar nicht wie Rodins sitzender Penseur den Kopf nachdenklich auf den rechten Arm stützt, sondern nur auf den aufrechten Besenstiel, wenn er

am Samstagnachmittag jeweils den Institutshof wischt. Und einmal hat er gar den Unterricht der Maturanden mit einem kleinen Besenritual unterbrochen: Mitten auf dem Platz hörte er die Stimme des Professors aus einem Fenster im ersten Stock, der nach der Bedeutung von »monter à cheval« fragte und sich mit der Antwort »aufs Pferd steigen« nicht zufrieden gab.

Da nimmt Marcellino seinen Reisbesen zwischen die Beine und hopst so ein paar Meter über den Platz.

Sofort ruft einer der Maturanden, der ihm zugeschaut hat: »Reiten.«

Der Lehrer nickt, schaut auch aus dem Fenster und lacht. (Vom heimlichen Selbstunterricht Marcellinos mit ebendieser Hilfsgrammatik müssen die ja nichts wissen!) Der überraschte Monsieur de Moulin hat ihn darauf ermuntert, im kommenden Semester ins Gymnasium einzutreten. Alle anfallenden Kosten würde der Schulfonds übernehmen.

Das war aber für Marcellino nicht etwa ein Anerkennungsmoment – im Gegenteil. Die Glocke, die für die anderen den Schulbeginn einläutete, drängte ihn zum Aufbruch. Nicht sesshaft werden, sondern weiterziehen und den selbstständigen Weg in die weite Welt wagen!

Kurz vor den Semesterferien verlässt er die Au-pair-Stelle und sieht sich, versehen mit guten Ratschlägen und ein wenig Reisegeld, nach seiner Zukunft um.

Da sieht er zufällig eine Filmreklame: »Marcellino pan y vino«. Es ist die Geschichte eines Jungen, der als Waisenknabe in einem spanischen Benediktinerkloster aufgezogen wird. So steht es auf dem Plakat.

Also auch ein Marcellino, der sich allein in der Welt behaupten will. Dieser Geschichte muss er nachgehen.

Aber wie kommt er nach Spanien, ins ehemalige Land der Westgoten und Mauren, die die Lehrerin damals auf einer großen Wandkarte in den Kulturkampf geschickt hat?

Die Frau im Reisebüro schaut ihn skeptisch an, als er nach Pilgergruppen nach Santiago de Compostela fragt. Erst als er behauptet, sein Onkel Mariano in Santiago habe ihn für eine Ferienwoche eingeladen und dieser würde auch die Reisekosten bezahlen, legt sie ihm das Programm einer Reisegruppe vor. Diese wird schon nächste Woche mit einem Auto von St.-Maurice nach Burgos fahren und von dort etappenweise den Jakobsweg per Fuß erkunden.